

# Das Sonntagsblatt.

---

Nro. 105.

Sonntag den 1. Januar 1809.

## Ein Gespräch

Hilarius Frank, Wilhelm Nord.

Frank. Mir scheint, Sie nehmen den Begriff eines Wochenblatts zu hoch. Blätter sind keine Bäume.

Nord. Alle Blätter sollten etwas von den Sibyllinischen in sich haben.

Frank. Ganz recht. Die Drakelsprüche wären von jeher so dunkel abgefaßt, daß man den Sinn erst hineinbringen mußte, und jeder las sich ohne Mühe seine eigenen Hoffnungen und Wünsche heraus.

Nord. Darum hat doch jeder achte Spruch seinen tiefen Sinn, der sich nicht drehen und deuten läßt.

Frank. An dem wir uns auch nicht vergreifen wollen. Wir verstehen uns nicht ganz. Das Wahre ist gleich darin dem Schönen, daß jeder etwas davon sieht und fühlt. Dem ersten Eindruck nach sollte man glauben, alle verstün-

den dasselbe darunter ; kaum fangen sie aber an sich darüber verständigen zu wollen , so gerathen sie in Streit , und es ergibt sich , daß jeder etwas ganz anderes sich darunter gedacht hat.

Nord. Was wollen Sie damit ?

Franck. Ich meine , ein Wochenblatt sollte nicht zu verständig seyn , sich in keinen ernsthaften Streit einlassen , an kein System glauben , und keine Parthey oder Secte stiften wollen.

Nord. Das heißt mit andern Worten , ein Wochenblatt muß viel Worte enthalten , und sehr wenige Gedanken , überall ein Auge zudrücken , bey keinem Dinge lange verweilen , und übrigens fünfse gerade seyn lassen.

Franck. Die Beschreibung ist so übel nicht , und sieht beynah wie ein Steckbrief aus. Aber dahin , denk' ich , soll es mit uns nicht kommen. In dem Umgange gebildeter Weltleute bemerken wir eine Feinheit , die gleich weit von dem pedantischen Predigtton des Gelehrten , und von der Trivialität eines Modestirkels absteht. Einen solchen Mittelton sollte eine Wochenschrift zu treffen suchen , und weder gelehrte Abhandlungen liefern , noch über Alles unterm Monde einige leere Worte verlieren.

Nord. Mein Freund, unter allen Linien ist die Mittellinie am schwersten zu treffen; und da man gewöhnlich leichter fällt, als steigt: so wäre es gut, die Richtung etwas höher zu halten, um nicht das Ziel zu verfehlen.

Franck. Ich fürchte, wir schießen darüber hinaus; und dann, — wer wird immer zielen, und seinen Mann aufs Korn nehmen wollen?

Nord. Das ist es, worüber wir verschieden denken. Es kann hier nicht die Rede seyn von größerem oder geringerem Aufwand von Geist, Wis u. s. w., denn Niemand kann seiner Länge eine Spanne zusetzen, und jeder gibt gern was er hat, aber die Frage ist: wollen wir etwas mit unserer Wochenschrift, und was wollen wir?

Franck. Nun, ich dünkte es wäre genug, wenn wir unsere Leser amüsiren.

Nord. O ja, für die Leser vielleicht, aber für uns nicht.

Franck. Und doch ist ein solches Unternehmen wahrhaftig weder so leicht, noch so unbedeutend. Bedenken Sie nur, was das sagen will, zwey und funfzig Mahl im Jahr amüfsant zu seyn, und immer über etwas an-

ders; denn alles verzeiht uns das Publicum eher, als wenn wir ihm Langerweile machen.

Nord. Schon gut, nur muß man dieß Verdienst mit so zweydeutigen Personen, und geringfügigen Gegenständen theilen, daß wenig Ehre dabey zu gewinnen ist. Der Marktschreyer, der Seiltänzer, ein Gassenhauer, ein tolles Spektakelstück, alles dieß belustigt das Volk, und es kann sich nie daran satt sehen, oder hören.

Frank. Wenn nur die lustigmachenden Personen recht lustig sind, und wirklich Lust erregen, so sind sie in meinen Augen respectable Leute.

Nord. Das mag seyn, aber darum habe ich doch keine Lust, auf einem Beine zu stehen, oder Gesichter zu schneiden, um die Leute lachen zu machen.

Frank. Wer fordert das? Ich sehe eine Wochenschrift wie ein Theater an, worauf kleine improvisirte Scenen aus dem Leben aufgeführt werden, und was das Beste ist, immer etwas neues; aber Niemand soll mir kommen, und kritteln, und, die Nase rümpfend, sagen, die Sprache sey hier und da nicht gefeilt genug, oder die Gedanken wären nicht im-

mer neu, und überhaupt fehle es an Gründlichkeit und an der Ausführung.

N o r d. Sie haben Recht, sich über so unüberlegten Tadel aufzuhalten. Die Forderungen der strengen Kritik lassen sich eben so wenig auf eine Wochenschrift, die das Werk des Augenblicks ist, anwenden, als man im Umgang von jemand verlangen würde, er solle wie ein Buch reden. Doch erlauben Sie mir, Ihr Gleichniß fortzuführen. Einem improvisirten Stück hält man viel zu gut, aber, wenn es nicht bloß die Zeit vertreiben soll, so muß es eine Spur in uns zurücklassen, ich meine, es muß uns einen Gedanken an die Hand geben, der uns zum weiter Denken reizt.

F r a n k. Diesen Eindruck sollte wohl alles, was wir reden oder schreiben, hervorbringen, und wenn es nicht albern oder verkehrt ist, so erreicht es auch diesen Zweck, selbst wenn wir nicht darauf ausgegangen sind.

N o r d. Sie geben mir also zu, der Hauptzweck jedes Schriftstellers sey kein anderer, als Gedanken zu erregen?

F r a n k. Nun freylich, man kann nicht leicht zu viel denken, aber an einem wöchentlichen Autor besteht die Kunst darin, amüsant zu denken.

Nord. Wer mich denken macht, amüfirt mich auch.

Frank. Recht, aber nicht jeder, der Gedanken von sich gibt, ladet zum Denken ein. Lästige Denker werden oft auf die Seite gelegt, dagegen möchte ich sagen: wer mich amüfirt, macht mich denken.

Nord. Ich verstehe Sie schon, aber wer will immer amüfirt seyn?

Frank. Die meisten Leute.

Nord. Das heißt, der große Haufe; für den schreiben wir aber nicht.

Frank. Für wen sonst?

Nord. Ich weiß es nicht. Was mich betrifft, so liebe ich, mir einen kleinen Kreis ähulich gesinnter Menschen im Geist vorzustellen, mit dem ich, wenn ich schreibe, gleichsam conversire, und meine Gedanken austausche.

Frank. Lieber Nord, das ist recht schön, und obendrein bequem; doch, bey dieser Denkart, besorge ich, außer ein paar guten Freunden, und dem Sezer wird schwerlich sonst jemand uns lesen. Meine Meinung wäre vielmehr, man sollte, wo möglich, so schreiben, daß jedermann uns gern läse. Unser Blatt sollte den Gelehrten herbeylocken, wenn er Zerstreuung bedarf, und den wenig Gebilde-

ren einladen, sich in unserm Magazin Stoff zum Denken zu holen; der scharfsinnige Geschäftsmann und die geistreiche Dame möchten immerhin, ermüdet von wichtigen Geschäften oder Ergötzlichkeiten, sich einen Augenblick bey uns desennützen, oder dabey einschlafen; oder wer gar keine Profession vom Denken macht, der müßte unser Blatt noch als ein buntes Bilderbuch und einen schnurrigen Sackkasten sich anschauen können.

N o r d. Wie können Sie sich aber schmeicheln, vereinigen zu können, was so verschieden und entgegengesetzt ist? Denn ich weiß wohl, daß Sie keineswegs gesonnen sind, Ihr Blatt aus allerley gestohlenen Lappen und Lumpen zusammenzuflicken, die gleich einem Bettlersmantel, ohne die Bessern anzuziehen, nur die eigene Armuth verrathen.

F r a n k. Und doch gibt es ein solches bindendes, freundliches Element, das, wie das Feuer, erhellt, erwärmt, aber auch brennt, und von den weisen Alten göttlich verehrt wurde, — es ist der S p a ß.

N o r d. Ich errathe. Diesem lustigen Gott, dem Sie schon so lange huldigen, möchten Sie jetzt ganz allein einen Tempel bauen.

Aber, nehmen Sie sich mit Ihrer Vorliebe in Acht, es läßt sich nicht über alles spaßen.

Frank. Worüber sich nicht Spaß machen läßt, darüber sollte man auch gar nicht schreiben.

Nord. Das klingt etwas wunderlich, wenn es anders Ihr Ernst ist.

Frank. Warum nicht? Es ist um den Spaß eine sehr ernsthafte Sache.

Nord. O ja, und eine sehr gefährliche obendrein.

Frank. Wie so? Was meinen Sie damit?

Nord. Wie das Schwert sich zum Pflug verhält, so der Spaß zum Ernst. Mit Recht haben Sie ihn mit dem lockenden, aber schadenfrohen Element verglichen, das, sobald es aus seinen Schranken hervorbricht, alles zerstört und verzehrt.

Frank. Was hat Ihnen der arme unschuldige Spaß gethan, der ohnehin selten auf der Welt ist, daß Sie ihn so verschwärzen?

Nord. Unschuldig ist er nur, wenn er, unter strenger Aufsicht der Vernunft, von verständiger Hand mit großer Behutsamkeit, als Waffe gegen die Thorheit, gebraucht wird.

Frank. Also wäre er, auch nach Ihrer Meinung, doch zu etwas gut. Doch das ist nicht genug. Ich kenne nur zweyerley Arten von Spas, den guten, und den schlechten. Der schlechte ist ohnmächtig und prallt ohne Wirkung auf seinen eigenen Herrn zurück; der gute aber ist eine Gabe des Himmels, und ein so köstliches Gewürz des Lebens, daß man ihn nie genug erheben kann.

Nord. Es gibt einen Spas, der obgleich ungegründet, doch tief kränkt, und durch die Schellenkappe, die er einer Person oder Sache anhängt, ihr unheilbaren Schaden zufügt.

Frank. Wen er nicht trifft, den verlegt er auch nicht, und an den leichten Wunden, die er ausheilt, ist noch Niemand gestorben.

Nord. Sie sprechen davon, wie einer, der mehrere ausgegeben als empfangen hat.

Frank. Wenn auch der Wis, besonders wenn er mit Galle angemacht wird, mit einem vergifteten Pfeil verglichen werden kann, so gleicht dagegen der spaßhafte Wis, oder besser gesagt, der wisige Spas mehr einem stumpfen Rappier, womit ein geschickter Fechter seinem Gegner nur die Blößen zeigt, die dieser ihm gegeben hat.

Nord. Nur Schade, daß man mit Rapieren anfängt, und sie dann, vom Streit erhigt, mit wirklichen Degen verwechselt, womit man dem Gegner durch den Leib rennt.

Frank. Ah, das wäre ein trauriger Spas! Aber, wenn aus Spas Ernst wird, was kann der Spas dafür? Mich dünkt, Sie streiten da gegen Sich selbst, und Ihre wahre Meinung ist, man solle sich nur hüten, keinen Spas zu verderben.

Nord. Bald möchte ich Sie der Sophisterey beschuldigen. Sie werfen mir den blutigen Ernst vor, der auf diese Art entstehen kann, und vergessen, wodurch er veranlaßt worden ist.

Frank. Und doch getraue ich mir zu behaupten, daß nicht sowohl der Spas, der von sich selbst nicht leicht ausartet, daran Schuld ist, als die Eitelkeit, die Ehrsucht, der Neid, und andere gehässige Leidenschaften, die sich nur hinter der Maske des Scherzes verbergen, und bald plump genug aus ihrer Rolle fallen.

Nord. Sie wissen recht gut, was ich eigentlich meine. Ich greife keineswegs den gutmüthigen Scherz und die muntere Laune an, die eigene und fremde Thorheiten arglos aufdeckt, und sich damit belustigt; vielmehr

halte ich diese gegenseitige Wachsamkeit, die keinen Fehler ungerügt hingehen läßt, für ein eben so treffliches Mittel Nachsicht und Duldung zu verbreiten, als es eine unerschöpfliche Quelle fröhlicher Unterhaltung ist. Es hat sich aber in die Literatur eine heillose Neckerey und Spazmacherey eingeschlichen, die ohne weitere Aufforderung den ersten besten angreift, und ihm Stachelreden gibt, oder ihm Hasenschwänzchen anhängt, worüber dann der Pöbel lacht. Vor solchen Mißhandlungen ist gerade der verdienstvolle Mann am wenigsten sicher, und ich gestehe, so friedfertig ich sonst bin, so hätte ich beynabe selbst Lust gegen diese muthwillige Brut zu Felde zu ziehen.

Frank. Wohlan, zu diesem Kampfe biete ich Ihnen die Hand. Und von jetzt an offene Fehde mit diesen Stoß- und Raubvögeln, unq Kampf auf Leben und Tod!

Nord (lächelt). Herr Hilarius, geben Sie nur Acht, daß Sie nicht etwa in der Hitze des Kampfes sich an einem Umschuldigen vergreifen! Ueberhaupt dünkte ich, es wäre klüger, wir verhielten uns defensiv.

Frank. Es ist sonst eine alte Regel, daß man den Krieg in des Feindes Land spielen soll.

Nord. Ich merke, meine Worte des Friedens haben Sie eher noch kriegerischer gestimmt, als Sie schon waren.

Frank. Nicht doch, ich bin zu beydent bereit. Wie ein ächter Ritter werde ich jeden Fehdehandschuh, der mir hingeworfen wird, aufnehmen, und alle Unbill und Schmach, die Beeinträchtigten und Bedrängten widerfährt, als mir selbst angethan ansehen.

Nord. Da werden Sie nicht viel aus der Rüstung herauskommen. Aber was thue ich dabey?

Frank. Sie machen das Hintertreffen aus, und decken mir im schlimmsten Fall den Rücken.

Nord. Der Fall könnte oft eintreten.

Frank. Nein, nein, fürchten Sie nichts, wer keine Händel sucht, geräth selten in welche, und dem gerechten Kämpfer stehen die Götter bey.

Nord. In den modernen Staaten hat man um den Scherz nicht abkommen zu lassen, und ihm doch die beleidigende Schärfe zu nehmen, die Maskeraden erfunden, wo man einander alle möglichen Wahrheiten sagen darf, wenn man nur keinen Namen nennt, und eine dünne Larve vor dem Gesicht behält.

Frank. Jedes Incognito ist das öffentliche Geheimniß.

Nord. Darum glaubt doch jeder, gleich dem Strauß, der vor seinen Verfolgern den Kopf in die Erde steckt, er sey verborgen, und wenn man zehnmal mit Fingern auf ihn wiese.

Frank. Sie möchten die Persönlichkeit aus allen Scherz und Wißspielen verbannen, aber, es geht nicht, alles Komische und Erfassende ist individuell.

Nord. Das soll es auch bleiben, aber, statt der Larve, wollen wir uns hinter die Kunst verstecken. Ein gut gezeichneter Charakter sieht vielen ähnlich, und läßt sich nicht leicht auf einzelne Personen deuten, wenn schon die Silhouette meistens von einem hergenommen ist. Lassen Sie nur den Tartüffe und den Geizigen spielen, keinem von allen Heuchlern und Geizhalsen, die zuschauen, fällt es ein, daß man ihn eigentlich auf die Bühne stellt.

Frank. Das ist alles wahr und gut, es gibt aber Leute, die schlechterdings Namen haben wollen, und denen die schlechteste Anekdote lieber ist, als die beste Erzählung. Der große Haufen sieht überall gern etwas herunterreißen und zerreißen. Von den Todten, heißt es, soll man nur Gutes reden, also

müssen die Lebenden daran. Glauben Sie, viele von unsern Herrn Collegen existiren und halten sich bloß durch die Schadenfreude.

Nord. Wenn denn ja zerrissen werden muß, so lassen Sie es wenigstens nur in effigie geschehen. Was öffentlich sich zur Schau ausstellt, muß Gutes und Böses über sich ergehen lassen. Nur wünschte ich, keine Seitenhiebe—

Frank. Aber Troz geboten diesen neuen Himmelsstürmern, die unsere alten Götter und Heroen aus ihrem ehrwürdigen Sitz verdrängen, und ihre eigenen buckligen Zwerggestalten dafür an die Stelle setzen möchten.

Nord. Nur bitte ich, keinen gelehrten Streit, und keine Parteywuth.

Frank. Ehre und Lob dagegen allem, was den Stempel eines verständigen Geistes in sich trägt.

Nord. Am besten ist es, wir bekümmern uns wenig um unsere Mitbrüder, und überhaupt um das Geschriebene, und versuchen lieber, was die eigene Kraft vermag.

Frank. Lassen Sie uns, wie die Bienen, aus allem Honig saugen.

Nord. Und nur den stechen, der uns angreift.

Frank. Unser Motto und Feldgeschrey sey aber: es lebe der Spaß!

## Theater.

## Hoffnung und Aussicht.

Wo eine schöne Kunst einmahl bis zu dem Grade gediehen war, daß sie bleibende Werke aufstellte, die den Schülern aller folgenden Zeiten als Muster vorzuleuchten würdig sind, da wird die Geschichte ihres Entstehens, ihrer reifen Periode und selbst ihres Verfalls, der nach dem Zustande des vollen Blühens bisher noch bey keinem Volke ansblieb, ein für den Freund des Schönen belehrendes, anziehendes Studium. Er sieht, wie die Kunst in ihrer frühen Jugend sich als ein Kind geberdet, das, von unregelmäßigen Trieben beherrscht, gleich nach den ersten Schritten gar seltsame Sprünge macht; er sieht, wie sie später sich ihrem Genius, einem männlichen, geflügelten Jüngling, verbindet, und wie sie, von ihm getragen, sich in die Lüfte schwingt, bis zur lichten Höhe, wo ein ewiger, heiterer Frühlingstag sie umschimmert: da spricht sie in lieblicheren Tönen zu den Sterblichen herab, und zaubert vor seinen glücklich getauschten Sinnen herr-

lichere Gestalten, als die ernsteren Natur sie erzeugte; da bauen ihr die Menschen Tempel und Altäre, und in der verschönerten Welt verbreitet sich ein fröhliches Leben. Doch ach, der Opferrauch, der von den Altären hinauffsteigt, verdichtet sich bald zu finsternen Wolken und verbirgt die Gestalt der Götlichen. Ihre Zauberbilder werden von Nebel umhüllt, und ihre Töne kommen dumpfer zu der Erde herab. Und dann benützt die Eitelkeit den trüben Tag, um ihre bunten Lampen unter wildem Getreische an die Neugierigen zu vertrödeln, die von dem Ruhme der Himmelstöchter hörten, und herbey kamen, aber, da sie die Kunst nicht kennen, leicht von der schimmernden, prahlenden Thorheit getäuscht werden.

Es könnte für ein Unternehmen gehalten werden, das auf den Beyfall vieler Theaterfreunde rechnen dürfte, wenn jemand die Geschichte der deutschen Bühne in jenem Sinne verfolgen wollte; und vielleicht könnten wir uns, bey dem neuen Jahrgange dieser Blätter, einem Theile des Publikums nicht besser empfehlen, als wenn wir nach unsern Kräften versuchten, eine solche Geschichte zu schreiben. Allein abgesehen davon, daß ein solches Unternehmen mit großen Schwierigkeiten verbun-

den ist, und daß es fast unmöglich wäre, immer die Linie der Gerechtigkeit zu halten, wenn man nicht die Todten auf Kosten der Lebendigen loben wollte, oder auch umgekehrt: so wollen wir nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß das deutsche Theater wahrscheinlich noch nie auf dem Gipfel der Vollkommenheit stand, wo es ein zusammenhängendes, in einander greifendes Ganzes bildete; und daß man wohl von seinem Schwanken, aber weder von seiner höchsten Blüthe, noch von seinem sichtbaren Verfall reden könne. Ueberall waren es nur einzelne Talente, die sich hier und da auszeichneten.

Eine Geschichte des deutschen Theaters wäre daher auf jeden Fall zu frühzeitig. Wie die dramatische Poesie in Deutschland noch sehr jung ist, so ist es auch die Schauspielkunst, die mit ihr fast gleichen Schritt gehalten hat. Mit Lessing erwachte ein besserer Geschmack, und fast zugleich mit ihm traten auch die ersten ächten Künstler unter den Schauspielern auf. Eckhof, Schröder, Veil, und Brockmann in seiner ersten jugendlichen Kraft, waren die Zierden der deutschen Bühne. Damahls war es auch, als in Wien das Theater, un-

ter Kaiser Joseph sich zu einer beneidenswerthen Höhe hinaufschwang.

In Mannheim stifteten später Beil und Zffland eine Schule, und letzterer hat dort, wie nachher in Berlin, mehrere talentvolle Schüler gebildet. Er war es vorzüglich, der darouf hinarbeitete: dem Losen, lockeren Wesen des Theaters Zusammenhang und Form zu geben. In wie fern es ihm gelungen ist, und ob er überall die zweckmäßigsten Mittel ergriff, ist hier nicht der Ort zu untersuchen.

Was wir hier bemerken wollen, ist, daß so lange solche Talente sich noch in voller Kraft bewegen, von einem Verfall des deutschen Theaters nicht die Rede seyn kann. — Auch in Wien hat sich seit zehn oder zwölf Jahren der Geschmack offenbar wieder gebessert; und wenn wir auch den Grad der Vollkommenheit noch nicht erreicht haben, dessen sich unsere Bühne in der oben angeführten Periode erfreute: so sind wir doch von der kalten, etwas steifen Manier der mittleren Zeit wieder zur Wahrheit und Natur, und nicht sowohl zur geistlosen Nachahmung als zur Veredelung der letzteren zurückgekehrt. Dazu hat auch Kogebue mitgewirkt, und sich um unsere Bühne Verdienst erworben. Wer könnte dieß vergessen, da Wien

ihm die Bekanntschaft mit der Koch'schen Familie verdankt, und jeder Theaterfreund noch jetzt den Verlust der Madame Noose, jener großen Künstlerinn, die zu dieser Familie gehörte, als unerseßlich bedauert! — Es ist wahr, unser Theater hat in dem letztverflossenen Jahre sich in keinem sehr glücklichen Zustande befunden; aber wer wollte daraus schließen, daß unsere Hoffnungen auf Besserung vergebens sind, da doch die bekannte Liberalität der erlauchten Unternehmer, ihr Eifer für das Gute, und ihr Entschluß, es selbst mit Aufopferungen zu erkaufen, uns zu den schönsten Erwartungen berechtigen!

Uns dünkt, es muß, bey einer unparteyischen Erwägung aller Umstände, erhellen, daß das deutsche Theater, wie die deutsche Kunst und Literatur überhaupt, sich hier und da wohl in einem augenblicklichen Stillstande, nicht aber auf dem Wege der unaufhaltsamen Entartung befinden. Was der rohe Haufe begehrt, und was die Querköpfe zu Tage fördern, kann dem entschiedenen Willen geschmackvoller Männer kein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzen. Die Berrücktheit einiger Dichterlinge und die Anmaßung der Stümper werden wie Nebel

zerstießen, und die Sonne wird wieder das Ge-  
 bieth bescheinen, das die achtungswürdigen  
 Geister, auf welche Deutschland stolz ist, zu  
 blühenden Feldern umgestaltet haben. Was  
 auch einige Schriftsteller, in einem Anfall übler  
 Laune, sagen mögen, wir sind noch ein junges  
 Volk, das sich erst eben zur Cultur emporgear-  
 beitet hat. Unsere Literatur ist nicht viel älter  
 als ein halbes Jahrhundert, wenn auch einzelne  
 Genien schon in früherer Zeit sich der Gunst  
 der Musen erfreuten. Aber ehe das Licht,  
 das die Weisen und Dichter dem Volke berei-  
 tet haben, an der Menge sich wirksam und heil-  
 bringend zeigt, kann noch manche Verkehrtheit  
 sich ein augenblickliches Ansehn erschleichen. Doch  
 niemand soll unsere Hoffnungen durch kleinliche  
 Furcht und durch Klagen lähmen; wir brau-  
 chen Muth, und dieser ist nicht möglich ohne  
 die Ueberzeugung: daß es in unserer Macht ste-  
 he, einen besseren Zustand zu erringen.

In diesen angenehmen Hoffnungen bestärkt  
 uns die Huldignng, die neulich auf unserm  
 Theater dem Genius Schillers zu Theil gewor-  
 den ist. Die gefühlvollen Bewohner Wiens eil-  
 ten an diesem Tage in das Schauspielhaus wie  
 zu einem Tempel des Genie's, und nicht das

geringe Opfer, das ihm hier gebracht wurde, sondern das Andenken an den großen, unsterblichen Mann erfüllte die Herzen und die Gesichter mit sanfter Nührung und Heiterkeit. War-  
me Dankbarkeit gegen seltene, der Menschheit wohl-  
thätige Geister war von jeher ein Zeichen der  
Veredelung und des Emporstrebens zum Bes-  
seren.

Die Art, wie dieser Tag gefeyert wurde,  
schien uns nicht ganz angemessen zu seyn. War-  
um wurde an diesem Tage kein anderes Werk  
von Schiller gegeben, als eine nachlässige und  
eben nicht gelungene Uebersetzung eines, wegen  
seines Wohlklanges und seiner eigenthümlichen  
Eloquenz, kaum zu übersezenden Dichters? War-  
um haben wir überhaupt von Schiller bisher  
nichts gesehen, als seine ersten, jugendlichen  
Arbeiten, die alle noch das Gepräge eines ro-  
hen, zügellosen Genies an sich tragen, sich in  
unbändige Leidenschaftlichkeit verlieren, und  
für ein Theater, das sich gern in den Schran-  
ken der feineren Anständigkeit halten möchte,  
eben nicht geeignet sind? Es ist nicht abzuse-  
hen, weshalb man die Darstellung seiner spä-  
teren Meisterstücke, als der Maria Stuart, und  
der Braut von Messina, länger einem eben so em-

pfänglichen als gerechten Publikum entzieht, da durch wenige und unwesentliche Veränderungen, jeder kleine Anstoß und jedes etwanige locale Hinderniß, ohne Nachtheil des Ganzen, beseitigt werden kann.

---